

Claus Clausen
**Ein Leben im Dienste der
Schule**



HEIKUN - Verlag

Claus Clausen
**Ein Leben im Dienste der
Schule**



Uslar 2021

HEIKUN - Verlag

Titelaufnahme:

Claus Clausen

Ein Leben im Dienste der Schule –

– Meine Biographie treu von mir selbst verfaßt –

Herausgeber Arnd Ohlenbusch, mit einem Nachwort von Klaus Kunze

Uslar 2021

ISBN 978-3-933334-30-5

Herausgeber Arnd Ohlenbusch (Ururururenkel), Wees – unter Beibehaltung
der Originalschreibweise

Quelle Originalaufzeichnungen in der Handschrift von C. Clausen

Umschlag Blick von Langballigau nach Sundewitt hinüber

Farbfotos Arnd Ohlenbusch

Bilder Dänisches Museum, Familienbesitz

Fußnoten Arnd Ohlenbusch

© 2021 **HEIKUN** Heimatkundlicher Verlag

Inhaberin Heike Kunze

Ahornallee 4, 37170 Uslar-Fürstenhagen

Rufnummer 05574-658 - Telefax 05571-6327

E-Mail: HeiKun-Verlag@KlausKunze.com

1. Auflage

Meine Biographie
treu von mir selbst verfaßt

C. Clausen

Meinen beiden lieben Söhnen,
Christian August Heinrich in Roikier
Gustav Emiel Julius in Tondern

in Liebe

von

ihrem Vater

C. Clausen.

Inhalt

Inhalt	5
Vorwort des Herausgebers	7
1. Band	9
Vorrede	9
I. Meine Großeltern, Eltern im Allgemeinen, und ihre Geschwister.	11
II. Mein Vater	16
III. Meine Mutter	20
IV. Meine Geburt u. erste Kindheit.	25
V. Meine Schuljahre.	28
VI. Meine Erziehung, häusliche Beschäftigungen u. Vorfälle während meiner Schuljahre.	33
VII. Das Jahr nach meiner Confirmation.	44
VIII. Meine Trennung von den geliebten Eltern und mein 2½ jähriger Aufenthalt in Husbÿe.	47
IX. Meine Abreise von Husbÿe und meine Hinreise nach Tondern	61
X. Mein 2½ jähriger Aufenthalt in Tondern meine Seminarjahre, vom 28. Oct: 1810 bis 1. Mai 1813	63
Sein Lehrbursche Jens,	100
Mein Aufenthalt auf Rennberg vom 1. Mai 1813 bis Weihnachten 1815.	124
Mit der Schule in Broakker	134
Mein Umgang außer dem Hause	135
Der sogenannte Kosakkenwinter, Schlittenfahrt.	136
eine Wasserfahrt	138
eine Eistoure.	139
Hier auch ein Wort über Dithmer	145
Abreise von Rennberg	163

2. Band	167
Meine Introduction d. 2. Jan: 1816	169
Wie es mir in der Schule ging.	178
Bemerkungen des Pastors über mein Hochzeitmachen.	185
Auftheilung meines Schwiegervaters u. Auseinandersetzung zwischen ihm u. mir.	186
Hochzeit	188
Unsere Kinder waren:	192
Nicolaus	193
Christian	194
Gustav,	198
Mein letzter Schultag d. 30. Oct: 1863	200
Gedichte	205
Am Amalia-Tage	207
Apologie.	208
Der stille Gärtner.	210
Demuth.	212
Vertrauen.	212
Wunsch an das neue Jahr 1818.	213
Nachwort von Klaus Kunze	215
Anhang	219
Stammbaum Claus Clausens	221

Vorwort des Herausgebers

Claus Clausen war mein Ur-Ur-Ur-Ur-Großvater. – Geboren 1791 übte er von 1816 bis 1863 das Küsteramt in dem kleinen Dorf Quern in der schleswig-holsteinischen Landschaft Angeln unweit der Flensburger Förde aus. Zum Küsterberuf gehörten zur damaligen Zeit neben dem Läuten der Glocken unter anderem auch das Halten von Totenpredigten, begleitendes Orgelspiel während der Gottesdienste sowie die Aufgabe des Schullehrers.

Mein Vorfahre hat seinen Lebensweg in der vorliegenden Schrift auf beindruckende Weise festgehalten, und zum Glück ist sie in unserem Familienbesitz erhalten geblieben. Als mir mein Großvater die beiden etwa 150 Jahre alten und schon etwas verwittert anmutenden Bände der Biographie zeigte, begann ich, der ich schon immer ein großes Interesse für Geschichte und für die Vorfahren meiner Familie hegte, sogleich, darin zu lesen. Es bedurfte einiger Übung, bis das einigermaßen flüssig gelang, da Claus Clausen seine Erinnerungen in Sütterlin geschrieben hat. Bereits nach der Lektüre weniger Seiten der fesselnden und rührenden Schilderungen fasste ich den Entschluss, sie für einen größeren Leserkreis innerhalb der Familie – besonders für meine vier Kinder – zugänglich zu machen. Angeln ist auch unsere Heimat und wir haben inzwischen manchen Ort rund um die Flensburger Förde auf den Spuren des Urahns gemeinsam erkundet.

Weil der Zustand der alten Bücher es nicht mehr erlaubt, von vielen Menschen noch durchblättert und gelesen zu werden ohne möglicherweise Schaden zu nehmen und die alte, recht ausgeschriebene Handschrift heute für viele doch eine erhebliche Hürde bedeutet, habe ich mich ans Werk gemacht, die 450 Seiten abzuschreiben. Um der Nachwelt einen möglichst authentischen Eindruck zu bewahren, habe ich dabei die Schreibweise Claus Clausens buchstabengetreu übernommen, was die Aufgabe nicht leichter machte. Es dauerte etwa zehn Jahre, bis ich die Lebensbeschreibung erstmals meiner Familie und einem interessierten Bekanntenkreis als einfachen Eigendruck vorlegen konnte.

Immer wieder wurde ich inzwischen aufgefordert, diese Erinnerungen zu veröffentlichen. Autobiographen des 19. Jahrhunderts sind zumeist Künstler, Gelehrte, Politiker, „Prominente“ – Lebensbeschreibungen der „einfacheren Menschen“ auf dem Lande finden sich nur selten. Diese hier zeichnet sich zudem durch eine besondere Geisteshaltung aus.

Mein herzlicher Dank gilt Klaus Kunze für seine Initiative, das Buch in der nun vorliegenden Form zu verlegen sowie für sein Nachwort, mit dem er diese Autobiografie so treffend in einen Bezug zur Gegenwart stellt.

Arnd Ohlenbusch

1. Band

Vorrede

Meine Biographie will ich schreiben, dieß möchte wol Manchem, wenn ich es ihm sagte, auffallend, wenn nicht gar lächerlich vorkommen. Doch, so Jemand mich fragte, weshalb ich dieß wollte, dem würde ich antworten:

nicht weil ich mich selbst für eine bedeutende Persönlichkeit halte;
nicht um damit Geld zu verdienen;
nicht um dem Publicum eine Lectüre zu übergeben – sondern
theils um mich an mein geführtes Leben zu erinnern, mir dasselbe in
seinen Einzelheiten zum Nutz und Frommen vor zuhalten, mir
meine verschiedenen Verhältnisse und die Fügungen meines, mich
stets so väterlich leitenden Gottes, vor die Seele zu stellen, zu seinem
Lobe und Preise –
theils aber auch, und besonders, um Euch, meinen lieben Söhnen,
mein Leben und Gottes Gnade an mir vorzulegen.

I. Meine Großeltern, Eltern im Allgemeinen, und ihre Geschwister.

Meine Eltern waren schlichte, einfache, aber redliche, fromme Leute, die durch den Fleiß ihrer Händearbeit sich ehrlich nährten, friedlich mit einander und ihren Nachbarn lebten, ihre Kinder liebten und ihnen, so weit ihre Einsicht reichte, eine gute christliche Erziehung, in der Zucht und Vermahnung zum Herrn – geben. Was vielleicht hier ihrer Erkenntniß abging, ersetzte ihr guter, frommer Wille.

Mein Vater war der weiland¹ Flensburger Hospitals Käthner Nicolai Clausen –

im täglichen Leben Nicolai Böttcher genannt, nach dem Handwerk seines Vaters, der ein Böttcher war –

Der zu Langballigholz, im Kirchspiele Grundhof wohnte und eine Kathe zu 2 Kühen und außerdem noch $\frac{1}{3}$ der zu Langballigau belegen, jetzt aber niedergelegten Ziegelei besaß.

Langballigau heißen die 3 an dem Ausflusse der von Uenewatt kommenden Aue in den Flensburger Busen, liegenden Stellen, nemlich das Wirthshaus, das der Bootbauer, bewohnt, eine Kathe und die Ziegelei –

Er war auf dieser Kathenstelle geboren. Sein Vater hieß Claus Christiansen, und wie es damals üblich war, erhielt mein Vater den Vornamen seines Vaters als Stammnamen. Wer seine Mutter war, und wie sie hieß, habe ich nie gehört. Als ältester Sohn erhielt er die elterliche Stelle – belegen östlich vom Wirthshause, bedeutend höher als dieses, umgeben von Hölzung und wobei ein großer Obstgarten. Er hatte 2 Geschwister.

1. einen Bruder Claus, der eine kleine Kathe dicht am Wirthshause, hatte; während 1 meiner Schuljahre verflüttete² er das Haus nach seiner Koppel, und der Wirth erhielt den alten Bauplatz mit dem bergigten Garten, den er eben ließ, verschönerte, mehrere Gänge und Sitze darin anbrachte, wovon man jetzt eine herrliche Aussicht über den Busen nach Sundewitt³ hat.
2. eine Schwester Anna Christina, verheirathet an einen Käthner und Weber Hans Hinrich Höek in Langballigholz. Ein Enkel von diesem, gleichen Namens, bewohnt jetzt noch die Stelle.

¹ Vormalis

² Umgesiedelt

³ Dänisch: Sundevad; Halbinsel in Nordschleswig zwischen Apenrade und Flensburg

Sie verlor das Leben durch folgenden Unglücksfall. Ihre Tochter war an den nächsten Nachbar Hans Gosch, der nur 1 Koppel Breite von ihr wohnte, verheirathet. Diese besuchte sie eines Abends in der Dämmerung was sie häufig zu thun pflegte. Beim Zuhausegehen, im starken Nebel, verliert sie die Spur des Weges, irrt in der Koppel herum und geräth in eine, nur mit schwachem Eise belegte Viehtränke und bricht durch. Ihr Hülfesruf soll gehört, aber leider nicht beachtet wurden sein. Als man sie findet und aus dem Wasser heraus zieht, soll man noch etwas Wärme an ihr bemerkt haben. Aber geblendet von dem unglücklichen Vorurtheile, als dürfe man einen Ertrunkenen nicht ins Haus nehmen ohne vorherige Anzeige an die Obrigkeit und ihre Erlaubniß, läßt man sie in der Koppel liegen, bis der Vorfall dem Sandmann gemeldet wird und dieser denn erst dem Hadesvogt in Flensburg Anzeige macht und von ihm Verhaltungsbefehle erhält. Unterdeß geht denn nothwendig das Leben ganz verloren, das wahrscheinlich erhalten wurden wäre, wenn sofort geeignete Rettungsversuche angestellt wurden wäre. Und so starb sie denn auch wol als Opfer des unglücklichen Aberglaubens, des abergläubigen Vorurtheils.

Mein Vater war 2 Mal verheirathet,

1. mit Dorothea Maria Schmidt, d. 7. Oct: 1767 Schwester des weil. Käthners und Bootbauers Peter Schmidt zu Langballigholz, von dem noch ein Sohn Christian daselbst lebt. (Sie war eine Tante (Vaterschwester) von der Ingeburg Möllers Mutter die bei uns im Sommer 1838 diente.)

Mit ihr hatte mein Vater 2 Töchter,

- a. Anna Chatharina, geb: d. 10. Fbr: 1769. starb jung, an der Auszehrung, als Folge eines unvorsichtigen Trunkes, den sie, als sie bei dem Hufner Asmus Hansen in Callebÿe diente, und durch Feldarbeit sehr erhitzt war, das Bier ihnen ausging, aus einer Quelle gemacht hatte.

Sie soll einen frommen Sinn gehabt u. einen christlichen Wandel geführt haben. Ich habe sie nicht gekannt.

- b. Christina Dorothea, geb 16. Nov: 1779, verheirathet mit Ulrich Vincent Erichsen von Moosgaarde, Kirchspiel Esgrus, wo sie zuerst wohnten, dann nach dem Tode meiner Mutter, meine elterliche Stelle erhielten – Mai 1837 – traten sie diese Stelle an ihre älteste Tochter Dor: Maria u. deren Mann Peter Philipsen von Ringsberg, ab.

Sie starb d. 30. Oct: 1841 – 62 Jahre alt; nach 8 tägiger Krankheit. In den letzten Jahren litt sie sehr an Magenkrampf. –

Wie lange mein Vater mit seiner ersten Frau verheirathet war, wann sie starb u. wie lange er als Wittwer lebte, ist mir nicht bekannt

Den 28. Oct: 1785 verheirathete er sich

VI. Meine Erziehung, häusliche Beschäftigungen u. Vorfälle während meiner Schuljahre.

Meinen Eltern lag es gewiß viel daran, ihre Kinder zu guten, frommen, nützlichen u. glücklichen Menschen zu erziehen u. wirkten vereint mit einander dazu. Wenigsten habe ich nie bemerkt, daß sie über unsere Behandlung verschiedener Meinung waren. Ihr Gang dabei war ungekünstelt, natürlich. Sie liebten uns u. erzogen uns nach der trefflichen, einfachen Ermahnung der h. Schrift, in der Zucht u. Vermahnung zum Herrn.

Sie lehrten uns, so viel sie selbst es vermochten u. ließen uns lehren den heiligen Willen Gottes ermahnten uns fleißig, denselben ungeheuchelt in der rechten Absicht, weil Gott selbst es fordert, zu erfüllen, tadelten u. strafte uns wenn wir unrecht handelten. Dabei wiesen sie uns stets hin auf die Allwissenheit, Heiligkeit u. Gerechtigkeit Gottes. Strafe ertheilten sie ohne Leidenschaft u. Stock, dagegen gab es wohl einen Schlag aufs Ohr oder auf den Rücken, oder sie entzogen uns ein Vergnügen. Strenge hielten sie darauf, daß ihre Befehle befolgt wurden u. duldeten von uns keine widersprechenden, murrenden Einwendungen gegen ihre Forderungen u. Anordnungen.

Fleißig u. ernst ermunterten sie uns die Wahrheit zu lieben u. zu reden, ehrlich zu sein, im Großen wie im Kleinen u. setzten dabei stets hinzu: Gott sieht u. hört Dich allenthalben, auch wenn kein Mensch Dich schaut u. erinnerten an das kleine, uns gelehrte Gebet:

“Fürchte Gott, liebes Kind, Gott, der Herr sieht u. weiß alle Dinge.“

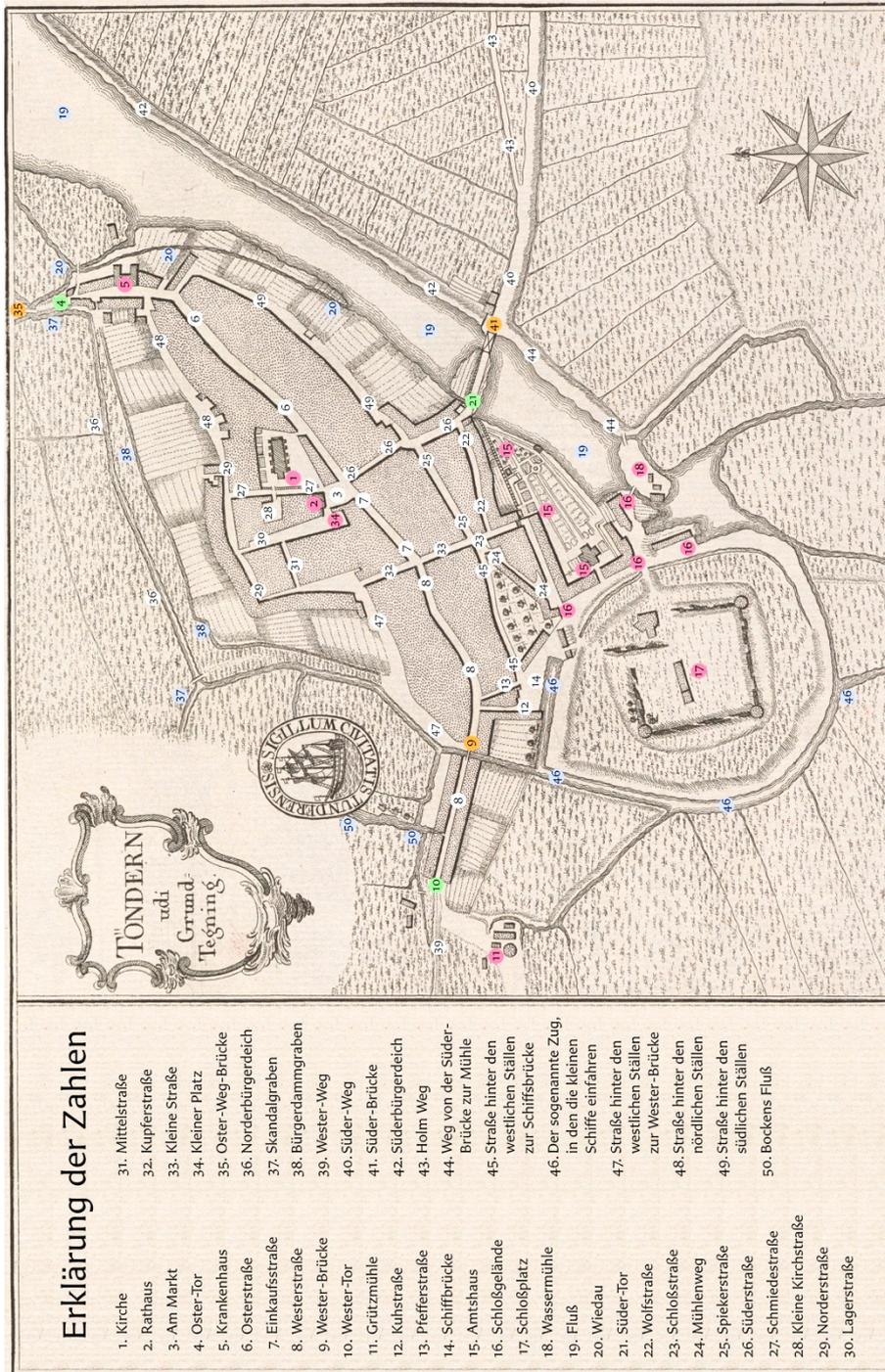
Sie hielten uns fleißig an zur Arbeit, damit wir uns daran gewöhnten u. nachher unser eigen Brod essen möchten. In diesem wie in anderm Guten gingen sie uns voran mit einem guten Beispiele. Oft stellten sie uns den Tod vor u. sagten dann: “Lebe, wie Du wenn Du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben“

Darum sage ich gerne: sie gaben uns eine gute, christliche Erziehung. Bei diesem Gedanken, bei Erinnerung daran, schwillt das Herz an von Dankbarkeit. Wie wol jedes Kind, so sah auch ich damals nicht immer es ein, wie gut sie es mit mir meinten wie werth- und segensvoll ihre Bestrebungen für mich waren, welchen Vorzug ich vor manchen Kindern in der Nachbarschaft hatte, deren Eltern nicht so viel für ihre Kinder thaten. Aber gesegnet habe ich im Stillen so oft nachher, ihre Liebe zu mir.

Wenn ich in der Fremde alleine stand, wenn ich in reiferen Jahren so vielfach die Verkehrtheit in der Erziehung wahrnahm (wozu ich besonders auf den Ziegeleien auf Sundewitt Gelegenheit hatte), wenn ich so manchen verlorne Menschen sahe u. mir sagte: das ist – vielleicht – die Frucht einer vernachlässigten Erziehung; wenn ich mich überzeugte, Dieser oder Jener wurde ein böser Bube, weil die bösen Regungen nicht im Keime erstickt

wurden, weil die Eltern ihn nicht als Kind bei Zeiten strafften, entweder aus Affenliebe zu weich, oder aus eigner Schlechtigkeit gleichgültig waren, u. zu seinen schlechten Streichen, die sie kindisch nannten, – gleich Eli, 1 Buch Samuelis 3v13 – kaum sauer sahen; wenn ich auf dem Seminar u. nachher manchen Jüngling, der ein brauchbarer, nützlicher Mensch hätte werden können u. sollen, sahe, der sich tief verirrt u. in den wilden Wüsten einen der sinnlichen, thierischen Lüsten u. Leidenschaften sich immer tiefer verlor u. fast rettungslos wurde u. ich mich dann fragte, woher dieß u. warum steht es Gottlob! mit Dir besser besser?, ja, da war es so recht, wo ich herzliche Dankbarkeit fühlte gegen meine guten Eltern die mich in der Zucht u. Vermahnung zum Herrn erzogen u. wo der fromme Vorsatz entstand: nicht vergeblich sollen sie gearbeitet haben. Gerne stand ich mit diesem Gefühle nachher an ihrem Grabe. Kein Denkmal ist ihnen hier gesetzt, kein Hügel zeigt jetzt mehr wo die Asche ihrer für mich einst rastlos wirkenden Glieder ruhen, aber in meinem Herzen soll stehen ein bleibendes Denkmal reiner kindlichen Gegenliebe aus Dankbarkeit.

Im elterlichen Hause hatte ich das Glück, weder Fluchen, noch schmutzige, unsittliche Reden zu hören, aber wol wurden diese an den Arbeitern auf der Ziegelei von mir gehört. Eine böse Gewohnheit sind solche Reden an u. für sich u. für Kinder zu hören so leicht verderblich, gar zu leicht ahnen diese sie nach. Meine häusliche Erziehung machte sie mir unschädlich u. ernst verführen meine Eltern wenn je dergleichen von mir laut wurde. Hinsichtlich meiner körperlichen Erziehung versahen meine Eltern vielleicht einiges, zum Theil aus übertriebener Sorgsamkeit, namentlich in meiner Kleidung. Im Winter war diese offenbar zu warm – eine doppelte wollene, und darüber eine einfache Hoose, u. über dem Hemde eine wollene Weste, ein wollenes Futterhemd, beide mit Leinen unterfuttert u. denn einen Pelz, d. h. entweder eine leinene oder auch wollene Jacke mit Fries unterfuttert; ein dickes oder mitunter doppeltes Halstuch u. auf dem Kopfe, mit Faustdickem u. langem Haar, eine gestrickte, wollene rothe Mütze. Bei solcher Bekleidung konnte der Wind mir freilich nichts anhaben, der Körper aber auch nicht frei ausdünsten u. bei einiger Anstrengung gerieth ich denn gleich in Schweiß u. Erkältung war denn oft die Folge. Die Haut mußte denn zart u. empfänglich werden, wie auch geschahe u. blieb. – Im Sommer war ich dagegen sehr leicht gekleidet. Täglich trug ich eine leinene kurze Hoose, eine Weste u. eine dünne leinene Jacke; war es warm, so ging ich ohne Strümpfe u. Jacke, nie aber ohne Halstuch. Ueberhaupt ging ich viel, zu viel mit bloßen Füßen u. stand tagelang damit beim Steineschneiden auf der kalten Erde u. im Zuge. Dieß war gewiß nicht gut. Häufig litt ich an Flußfieber u. Leibschmerz, war überhaupt nicht stark. Als meine Schwester starb, litt ich lange (¼ J.) am Halsübel. Es war das erste Mal, aber seit der Zeit hat es sich ja so oft wiederholt, u. oft anhaltend u.



Tondern 1781

Sprechen Sie nicht etwa heute zufällig den Herrn Rohlfs? An seinem Zusatze Herrn, merkte ich gleich, daß etwas Ungewöhnliches im Anzuge war, ahndete aber im geringsten nichts von dem, was nachher kam.

Ich: Ja, Herr Probst, wir kommen diesen Nachmittag in der Klasse zusammen. Haben Sie etwas an ihn zu bestellen?

Er: Ach – ich möchte ihn bloß gebeten haben mal gefälligst zu mir kommen zu wollen.

Ich: Das werde ich ihm sagen. Wollen Sie, daß er gleich nach der Stunde zu Ihnen kommen soll?

Er: Für ihn wird es wol so eben keine große Eile haben. Ich möchte ihn bloß eine väterliche Ermahnung geben, u. die hört die, oft ausgelassene Jugend eben nicht gerne.

(Ich wurde immer gespannter, u. wollte das Geheimniß gerne heraus haben)

Ich: Eine väterliche Ermahnung muß man ja gerne hören u. ehren u. das wird Rohlfs gewiß auch thun.

Er: Ja, muß, soll – das sind Dissonanzen (Uebelklänge, Mißtöne) für das Ohr der Freiheitsliebenden, die keinen Zwang, nicht einmal Anstand anerkennen u. beweisen wollen, nicht einmal gegen ihre Vorgesetzten.

Ich: Was die Anerkennung des Anstandes u. Beweisung desselben betrifft, so möchte ich Beides sehr von Rohlfs annehmen.

Er: Ja, ja – Sie wollen, als ächter Angeliter, Ihren Landsmann in Schutz nehmen. Zu einer andern Zeit würde ich dieß loben, im gegenwärtigen Falle kenne ich den Herrn aus eigener neulichen Erfahrung besser. Wer auf öffentlicher Straße nicht einmal seinem Vorgesetzten ausweicht, sondern gewaltsam ihn zur Seite schiebt, um sich u. seinen saubern Gesellen Platz zu machen, u. dabei sich nicht daran kehrt ob dieser in seiner natürlichen Richtung bleibt, oder auf alle Viere versetzt wird, der weder kennt noch beobachtet das A.B.C des Anstandes.

Donner, dachte ich, der Probst ist es gewesen dem wir gestern Abend in der Enge begegneten u. den Rohlfs unsanft zur Seite schob; wie, wenn er nun Dich auch erkannt haben sollte. Ich hatte nun mehr erfahren, als ich eigentlich gewünscht hatte, saß wie auf Feuer, suchte mich aber so gut ich konnte, zu fassen. Hätte der Probst mich angesehen, er würde meine Verlegenheit deutlich in meinem Gesichte haben lesen können u. wer weiß, was daraus geschlossen, denn stark drängte sich das Blut mir nach dem Kopfe. Ich trank ein Glas Wasser, das ich mir vorher eingeschenkt hatte u. wünschte nur, daß die Tafel aufgehoben würde, um davon zu kommen. Aber der Probst fuhr fort, allerlei scharfe Bemerkungen in dieser Angelegenheit zu machen. Ich zog

meine Uhr heraus, um zu sehen ob es bald 1 schlug, wo ich in der Klasse sein sollte. Dies bemerkte er u. sagte: lassen Sie den Herrn Rohlfs zu mir kommen, ich wollte ihm bloß die Erinnerung geben, künftig auf seinen Spaziergängen honette Leute nicht in den Rinnstein zu werfen, wie er gestern Abend that, als er mit Lund u. noch Jemand, der in einer Jacke gekleidet war, in der Osterstraße spazierte. Ich versprach es, sagte gesegnete Mahlzeit u. entfernte mich, denn in Wahrheit, ich hatte keine sonderliche Lust, jetzt mehr von der Sache zu hören. Mich hatte der Probst also nicht gekannt, sondern für Lund angesehen u. Lund war es, der die Jacke getragen hatte. – Erst des Abends ging ich nach Rohlfs u. verkündigte ihm meinen Auftrag. Donnerwetter was fangen wir damit an sagte er. Ja, antwortete Lund, da wirst Du, mein Junge, schön wegkommen, da kannst Du Dein ganzes Maulwerk nöthig haben. Wie er nun immer heitern u. leichten Temperaments war, so nahm er diese Sache auch gar nicht sehr ernstlich. Ich mußte ihm meine Unterredung mit dem Probst u. seine Aeufferungen genau erzählen. Nach einigem Hin- u. Hersprechen meinte er, leicht mit dem Alten fertig werden zu wollen u. ging zu ihm hin. Gewiß erhielt er zuerst eine recht tüchtige Zurechtweisung, wußte aber, mit seiner geläufigen Zunge u. seinem geschmeidigem Wesen, sein Versehen möglichst zu entschuldigen u. zu beschönigen, so daß er, da er sein gestriges Benehmen ehrlich gestand, mit Ernst bereuete u. herzlich um Verzeihung bäte, wahrscheinlich so ziemlich gut davon kam, denn munter trat er wieder in die Stube u. sagte: das ging gut, aber ein dummer Streich war es doch von mir Jemanden so anzustoßen, als Jüngerer hätte ich ausweichen müssen. Künftig wollen wir vorsichtiger sein.

Der Probst sprach nachher kein Wort davon mehr. Daß Rohlfs übrigens nicht sagte, wer mit ihm gewesen, dafür waren wir, besonders ich, ihm dankbar. –

In Absicht auf Umgang, Zusammenhalten p theilten sich zu meiner Zeit die Seminaristen in 3 Hauptabtheilungen, nemlich: Dänen, Friesen u. Deutsche. Zu den letzten rechneten sich die Holsteiner, Dithmarscher, Insulaner u. Angler; also, wie die Friesen sagten: Leute aus allerlei Volk. Jede dieser Unterklassen hielt sich wieder unter sich am nächsten zusammen. Wir Angeler waren die kleinste Anzahl, zu meiner Zeit nur 4 aufs Mal von denen ich, der Eintrittszeit nach der Dritte war. Vor uns war noch ein Lorenz Marquardsen von Grundhof, der, erst in Kiel gewesen, mit mehrern Andern aber davon gegangen in Tondern ihren Cursus vollendeten. Er wurde in Wik auf Föhr angestellt. Darauf folgten Lars Hansen von Dollerupholz, Lund von Möllmark, ich Rohlfs von Geltingen, Matthias Jürgensen von Langballigholz u. Petersen von Bondebrück.

Die Friesen hingen wie Kletten zusammen, waren durchgängig gute Rechner u. mancher tüchtiger Kopf war unter ihnen. Doch hatten wir kein so

rechtes Zutrauen zu ihnen, man hielt sie, wol mit Unrecht, für stolz, heimtückisch u. war mißtrauisch gegen sie.

Die Dänen waren im Ganzen gutmüthig, aber in Absicht auf Denken u. in Verstandessachen überhaupt, im Ganzen genommen zurück. Auch kamen sie wol mit den wenigsten Vorkenntnissen nach dem Seminar u. ohne als Präparant sich im Unterrichten geübt zu haben. Vielen war die Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache ein großes Hinderniß in der ersten Zeit. Doch war auch unter ihnen mancher gute Kopf, wie z. B. M. Brodersen in Broacker. Sie waren in der Regel fleißig, lernten viel auswendig ohne es zu verstehen, waren daher beim Wiederholen mehr an den Buchstaben als an den Sinn gebunden, übten also das Gedächtniß mehr als den Verstand.

Mit den Dänen hatten wir Deutsche in der Regel nicht viel Umgang (doch logirte L. Hansen mit einem Dänen zusammen) Neben mir, im nächsten Nachbarhause, logirte ein Däne, Namens Jes Hansen, von Decker oft „lille Jes“ genannt, Dies war ein ausgezeichnetes Exemplar von Einfältigkeit u. Dummheit. Er lernte den Vortrag nach seinem Hefte auswendig, ohne den Sinn davon zu verstehen. In seinem 2^{ten} Jahre erhielt er einmal beim Wiederholen in der Naturgeschichte die Frage von Decker: „was verstehen Sie unter Gemüse“? lille Jes war dies zu gelehrt, zu hoch, das merkte man ihm bald an u. ihm wurde denn, so weit das unbemerkt geschehen konnte, rechtes u. unrechtes zugeflüstert. Einer sagte ihm: junge Mäuse u. J. H. antwortete nun auf Wiederholung der Frage, ganz mit sich selbst zufrieden: junge Mäuse! u. konnte es nicht begreifen, warum darüber laut gelacht wurde. Dies mal kam er mit einer sanften Drohung u. einem theilnehmenden Bedauern davon. Nicht so sanft ging es ein anderes Mal. Es war in der Geographiestunde, wo Decker einige Dictate zu unserm Lehrbuche gab, u. zwar von Frankreich. Unter andern hatten wir auch die Eintheilung in Departements. Ich hatte kein Papier mehr zum Schreiben u. hörte deshalb zu. Jes konnte im Nachschreiben nicht folgen u. bat mich für ihn zu schreiben. Ich that es, war aber muthwillig genug statt Departement – Apartement zu schreiben. Jes war mir für meine Dienstfertigkeit sehr dankbar. Beim Wiederholen des Gehabten von Frankreich nach einiger Zeit, erhielt unser Jes auch eine Frage u. wie gewöhnlich eine leichte – diesmal die: wie wird Frankreich eingetheilt? Ganz treuherzig u. mit Selbstgefühl antwortete er, buchstäblich nach seinem Hefte: „in – Apartements“. Dieß erinnerte mich an meinen frühern Muthwillen, den ich eigentlich längst vergessen hatte u. dachte: wie sollte dieß wol enden? Decker wurde ärgerlich u. fragte: was sagen Sie? Dieselbe Antwort erfolgte. Wie kommen Sie doch dazu, fragte D. so können Sie es doch unmöglich geschrieben haben. Haben Sie Ihr Heft mit? Jes bejahte es, stand auf, konnte aber nicht so geschwind hinter dem Tische herauskommen D. ging zu ihm hin u. sahe, daß es so da stand. Ja, leider steht es so da, sagte er u. warf ihm das Heft wieder hin. Zu meinem Glück hatte D. die Schrift nur oberflächlich

angesehen, sonst würde er leicht erkannt haben, daß sie von fremder Hand wäre u. hätte er erfahren, daß ich das Wort so verwechselt, gewiß würde ich einen tüchtigen, wohlverdienten Röffel abgekriecht haben. Jes schwieg aber ganz treuherzig u. so spielte ich mich frei. Das Wiederholen ging nun aber weit schärfer her u. man mußte sich wahrlich zusammen nehmen, wenn man nicht einen derben Wischer abhaben wollte. Beim Weggehen aus der Klasse sagte Jes mir:

Du har jo skreven forkevert in min Bog, de skult Du it har gjort. Und Du solltest mehr denken, sagte ich, u. kein Abtritt, Sch...haus für eine Provinz halten. Doch sollst Du Dank haben, daß Du mich nicht verrathen hast. Ingen Tak, sagte er.

Es war wol ein übertriebener Scherz von mir, den ich freilich nicht gewagt, so ich gewußt hätte, daß dieser Mensch so dumm gewesen wäre. Froh war ich, so davon gekommen zu sein. Hätte das Wort nur nicht die undelicate Bedeutung gehabt, denn würde wol nur darüber gelacht wurden sein. Doch war es ja jedenfalls eben nicht recht, seine Einfalt so zu mißbrauchen. Der Vorfall blieb lange in Erinnerung u. wurde bei Gelegenheit sprichwörtlich. Jes zürnte nicht im Geringsten auf mich.

Ein anderer Däne (Nordschleswiger) Namens Christian Albrecht Petersen, zeichnete sich durch Aufgeblasenheit u. Roheit aus. Er war ein eingebildeter Narr u. mußte denn oft dieserwegen das Licht halten, doch nicht oft genug um ihn klug zu werden u. sich selbst zu erkennen. Er mag sich wol täglich im Vergrößerungsglas beschaut haben. Oft hatte er Streit mit Andern, der sich denn damit endete, daß er allgemein ausgelacht wurde. Ich hatte nie etwas mit ihm zu thun gehabt, wol kaum mit ihm gesprochen, als unerwartet es zu einer Reibung zwischen uns kam. Wir hatten Rechenstunde gehabt u. gingen aus derselben durch den engen Gang nach dem Kirchhofe. Gewöhnlich fand ein Gedränge dabei Statt u. so auch dies Mal. Ich hatte meine Schiefertafel unterm Arme u. setzte den Ellenbogen zu ihrem Schutze etwas vor. Da erhielt ich von hinten einen so derben Stoß, daß ich auf die vor mir Gehenden gleichsam geworfen wurde, doch auf den Beinen blieb – denn zu Fallen war kein Platz. Aber unglücklicherweise berührt u. wol etwas unsanft – mein vorwärts gestellter Ellenbogen den Rücken des krötigen Petersen, daß auch er halb gewaltsam vorwärts getrieben wird u. seinem Vormanne einen tüchtigen Schupps giebt. Schnell sieht er rückwärts, wird mich gewahr u. fängt an auf gut dänisch, recht erbärmlich zu schimpfen:

Dit Kjød hoved, die Taskepand pp waren die Ehrentitel, die er mir gab. Wie wir auf den Kirchhof hinaus kamen, postirte der kleine Geck sich gegen mich u. wiederholte seine gemeinen Schimpfreden, mit einer Geläufigkeit, als wäre er in Unterricht bei einem Holmer Fischweibe gegangen. Einen Augenblick hörte ich mit mehrern Andern, seiner unerbaulichen Rede zu u. sagte ihm

einander, besonders die des Probstes, der ein ausgezeichneter Redner war u. sehr erbauliche u. inhaltvolle Vorträge, die alle so populär (faßlich) waren, hielt.

Gerne benutzte ich jede Gelegenheit, zum Probst zu kommen, mit ihm bekannt zu werden, um möglich, seiner Zeit, von ihm eine vortheilhafte Empfehlung zu erhalten. Wenn ich communiciren wollte, meldete ich mich persönlich bei ihm zur Beichte u. verweilte denn etwas bei ihm, auf seine Aufforderung, u. soweit der Anstand es zuließ. Er unterhielt sehr gut, interessirte sich sehr für Schule u. Unterricht, erzählte mit Lebhaftigkeit viele Schulanekdoten u. erkundigte sich ausführlich nach meinen Schülern, meinem Unterrichte, meiner Methode, den Unterrichtsgegenständen u. den Erfolg meines Wirkens. Dieß Alles war mir nun recht lieb.

Der sogenannte Kosakkenwinter,

den ich auf Rennberg erlebte ist mir noch so erinnerlich u. wird es bleiben. Es war im Kriege, den Dänemark gegen Schweden u. Rusland führte, weil es mit Frankreich gehalten, u. in welchem Däne~~z~~, Norwegen an Schweden abstehen mußte. Nach der Schlacht bei Bornhöwed (Kirchdorf zwischen Kiel u. Rendsburg) drangen die Feinde weiter nach dem Norden, die Kosakken, als Vortruppen, woraus, wohl nur zu recognosciren, zu untersuchen, ob feindliche Soldaten an einem Orte waren. Von der Bevölkerung wurden sie sehr gefürchtet, denn sie wurden beschuldigt, daß sie raubten u. plünderten. Ihr rohes Aeußere u. ihr Geheul, womit sie gewöhnlich einzogen, erweckte auch Widerwillen u. Angst. Sie waren Russen, beritten, hatten nur kleine Pferde, die aber starke Läufer, gerade aus, waren. Bekleidet waren sie sehr verschieden, ohne eigentliche Uniform, aber stark eingepackt. Man will an Vielen bemerkt haben, daß sie unter dem großen Mantel, mehrer Damenkleider, auch von Seide getragen haben. Bewaffnet waren sie, Jeder mit 2 Pistolen, einer Pike an einer ziemlich langen Stange, die am rechten Fuße mit dem Ende befestigt war u. einem sogenannten Kantschuh, d. h. ein etwa 2 Fuß langen Stiele, an dessen Ende lederne Riemen befestigt waren – ein arges Prügelinstrument, durch dessen Hiebe Mancher erlag.

Im stärksten Froste u. im tiefsten Schnee lagerten sie sich im Freien, zündeten Feuer an u. schütteten Hafer aus für ihre Pferde, wie zB. auf dem Süder~~z~~te in Flensburg, u. schliefen denn daneben. Wahrlich ein kaltes Quartier das ihnen nicht schadete – beneidenswerthe Natur! – So lange das Wasser offen war, segelte ein dazu gemietheter Botsmann von Egensund, täglich nach Flensburg, um Nachricht einzuziehen, wie nahe die Feinde waren u. als das Fahrwasser zufror u. das Eis tragen konnte, lief täglich Einer auf Schlittschuhen dahin. Bei Annäherung des Feindes, verscharrte Jeder seine wichtigsten, u. für den täglichen Gebrauch entbehrlichen Sachen. Wir thaten

es auch u. zwar im stärksten Schneegestöber. Des Abends war ich bei der Familie u. es wurde viel davon gesprochen wie lange wir wol mit Besuch der feindlichen Truppen, namentlich der Kosakken verschont bleiben sollten, daß vielleicht in der nächsten Nacht ein solcher könne kommen. Mehr als sonstwol, wünschten wir einander von Herzen eine gute ruhige Nacht. Das Haus lag hoch, konnte in ziemlicher Entfernung gesehen werden u. hatte ein ziemlich stattliches Ansehen; auch fehlte es wol hier, wie sonst allenthalben nicht an Solchen, die Plünderern hätten Anweisung gegeben, wo ein Fang für sie zu haben sei, wenn gleich D. als rechtlicher thätiger u. wohlthätiger Mann keine solche Gegner zu haben verdiente. Eines Abends erhielt ich in der Zeit



*Ziegelei Rennberg im Mai 1830*⁴³

einen nicht kleinen Schrecken. Ich war im Begriffe mich zu Bette zu legen, als ich einen Schuß vor dem Hause hörte. Die beiden Söhne erwachten davon u. fragten ängstlich: ach, Clausen, sind die Feinde da? Ich suchte sie zu trösten, sagte ihnen, sie sollten sich nur ganz ruhig im Bette verhalten, ich wolle untersuchen was es gäbe u. bald wieder kommen. Leise ging ich die Treppe hinunter, machte die Thür behende auf und im Augenblicke öffnete sich die Hausthür u. ein vorgehaltenes Gewehr kam mir beim hellen Mondschein zum Vorschein getragen von einem Manne der den Schnee von den Füßen stampfte – es war – Dithmer selbst, der einen Haasen im Kohl geschossen hatte. Fröhlich ging ich wieder hinauf u. verkündigte es den Kindern zu ihrer großen Beruhigung, daß keine Feinde da wären. Wir blieben auch frei davor, wie auch

⁴³ Gemalt von dem Maler C. W. Eckersberg (1783-1853)

ganz Sundewitt. Nur auf Gravenstein kam eine kleine Abtheilung schwed. Kavalerie, auf wenige Tage, wahrscheinlich nur um zu recognosciren – zu untersuchen wo unsere Vorposten standen. –

In diesem Winter, wo so außerordentlich viel Schnee fiel u. im Winter darauf, machte ich mit mehreren andern jungen Leuten auf Gravenstein u. der Umgegend, zwei Mal eine

Schlittenfahrt.

Dabei verhielt es sich also: Jeder von uns, – wir waren gewöhnlich 6 Mann – verschaffte sich einen, mit einem tüchtigen, sicheren Pferde bespannten, Schlitten, u. holte sich eine auf Gravenstein, eingeladene Dame. Hier war unser Versammlungsplatz u. von hier aus fuhren wir denn vereint durch den Flecken, unter Peitschenknall (wer diesen hervorzubringen verstand – leider vermochte ich es nicht) nach einem benachbarten Wirthshause wo wir Kaffe tranken, fuhren darauf wieder zurück durch den Flecken nach einem andern Wirthshause oder dem Hause eines Freundes, wo wir Thee tranken u. dazu mit gebrachtes Butterbrod u. ein Stück Braten verzehrten u. Jeder zwei bis höchstens drei Gläser Punsch trank. Ein alter, bestellter Bierfiedler strich wohlbehaglich seine Geige zu unserer Zufriedenheit u. wer von uns es konnte u. wollte tanzte denn, wohl so froh, wenn gleich er es in keiner Schule gelernt hatte. Bis 11 Uhr dauerte dies Vergnügen u. um Mitternacht war denn Jeder wieder zu Hause. Es war uns Allen jedesmal recht angenehme Stunden, woran wir uns oft erinnerten u. worüber wir uns lange nachher unterhielten. Gewiß weit größeres Vergnügen als die jetzigen großen sogenannten Theebälle, wo Rohheit, Wildheit ja bei so manchen Theilnehmern, wirklich heidnische Völlerei u. leider nicht selten Unsittlichkeit statt finden u. höchst traurige lebenslängliche, Folgen, die das Lebensglück stören u. vernichten, nach sich ziehen.

Unsere Schlittenfahrt ordnete der 2^{te} Lehrer Hansen auf Gravenstein. Er besorgte die mit zubringenden Sachen: Brod, Butter, Braten pp bestimmte die Toure, einem Jeden seine Dame u. zeigte uns dies schriftlich an, führte die Rechnung über Auslage, die wir ihm denn am Sonntage darauf berichtigten. Diese betrug denn für Jeden circa 3 ~~z~~ Cour:

An einem schönen Sommertage machte ich eines Sonntags mit diesen Freunden

eine Wasserfahrt

nach Glücksburg. Auf Quellenthal wollten wir Kaffe trinken, hier gefiel es uns aber wegen der sich drängenden Menge so wenig, wie im Wirthshause wegen unfreundlicher Begegnung. Wir spacirten darauf durch die Holzung nach Schauende, wo wir unser Boot hatten u. fanden bei einem alten Bekannten

Wie es mir in der Schule ging.

Von Anfang an war ich sorgfältig darauf bedacht Disciplin, Ordnung und Gehorsam einzuführen und zu behalten, um mein Wirken zu fördern. Gleich am ersten Morgen, d. 17. Jan: bemühte ich mich, den Kindern es klar zu machen, wie unerlässlich nothwendig es sei, daß in der Schule Ordnung u. Gehorsam herrsche, wenn der Schulzweck erreicht werden solle, setzte ihnen kurz u. bündig aus einander, wie ich es mit ihnen haben wolle u. müsse, daß ich mit Liebe u. dem besten Willen zu ihnen käme u. gerne mein Möglichstes thun wolle, um sie in jeglichem Guten, das die Schule befördern könne, weiter zu bringen, daß ich aber dazu von ihnen fordern u. fordern müsse, daß sie Ordnung, Fleiß u. Gehorsam leisteten u. zwar willig; daß ich am liebsten in Freundlichkeit mit ihnen umginge, aber auch, wenn sie durch ungebührliche Aufführung mich dazu zwängen, mit Ernst auftreten würde u. namentlich gegen Ungehorsam strenge sein; u. unpartheiisch strenge, wie es denn überhaupt mein fester Grundsatz sei, alle meine Schüler mit gewissenhafter Unpartheilichkeit zu behandeln, daß kein Stand u. kein Vermögen ihrer Eltern, weder Reichthum noch Armuth einen Unterschied mache, sondern alleine das Verhalten der Kinder, diese seien nun aus dem Armenhause oder aus einer reichen, vornehmen Familie.

Diese meine Erklärung, mit freundlichem Ernste gesprochen, hörten meine neuen Schüler mit gespannter Aufmerksamkeit an, wobei sie mich Alle unverwandt anblickten, u. wodurch sie mich überzeugten, daß die glaubten, ich meine es ernstlich mit ihnen. In den Unterrichtsstunden, so wie bei ihren Uebungen hatte ich nun ein stets wachsames Auge, bei dem kleinsten Geräusche, dem nur irgend hörbaren Zusammensprechen, drehte ich mich rasch um u. warf ernste, forschende Blicke auf sie, so daß sie sich nie sicher vor meiner Beobachtung waren. Darum hatte ein Mädchen von hier sich bei der Frage der Eltern, wie es ginge mit mir, beklagt:

ja, dat geit recht gut, aberst dat is recht en Skreck mit ähm, man kann nich een Wort mit sin Nachbar spraken, so hört he dat un dreit sich op de Hakken um nah uns; häft he denn de linke Penkfinger in de Höhgt und draut uns damit, so könnt J globen, wi mötten uns tosaamen nehmen.

Auf diese Weise erhielt und behielt ich leicht die nöthige Ruhe und Ordnung in meiner Schule und erleichterte und beförderte dadurch den Fleiß und das Lernen. Beim Unterrichte suchte ich lebendig zu sein und im Benehmen freundlich, wie in der Behandlung strenge unpartheiisch zu sein. Nach bewiesenem besonderen Fleiß u. Ordnung der Schüler, sprach ich ihnen ein kurzes Lob u. meine Freude aus, erzählte ihnen zum Lohne nach beendigten Stunden, eine passende Erzählung oder las ihnen aus einem Buche etwas vor, was sie so gerne hatten u. warum sie mich oft baten. So ging lange Zeit hin,

ehe ich genöthigt wurde, wider meinen Willen körperliche Strafen anzuwenden. Versäumte Arbeiten mußten in den Freistunden des Mittags oder Abends nachgeholt werden; Unverträglichkeit, Plaudern, Störungen wurden getadelt durch Drohen mit dem Finger, durch Räuspeln, kurze Zurechtweisung u. wo das nicht half u. von demselben Schüler wiederholt vorkam, durch Trennung von den übrigen u. Hinsetzen auf eine lose Bank (Schlingelbank genannt) oder der Name eines Solchen schrieb ich an die Wandtafel, welches Letztere sie sehr ungerne sähen und inständig u. dringend baten, daß der Name vor Sonntag weggetilgt werden möchte, weil am Morgen gewöhnlich viele Kirchleute, damals, zumal bei Regen u. Kälte nach der Schule zu gehen pflegten.

So vergingen Wochen, in der schönsten Ordnung u. Ruhe zu meiner Freude und ich dachte u. wünschte: wens doch immer so blieb! Doch es sollte nicht so bleiben alle Tage, ich mußte auch Bitteres zu dem Süßen, Widriges zu dem Freudigen erfahren. Die erste Widerwärtigkeit in meiner Schule, sei denn auch hier erwähnt u. erzählt, obgleich zum Weitererzählen nicht bestimmt.

In einer Sprachstunde an einem Montag Abend, waren 2 Knaben H. F. u. Hs Hinr: Chr: von fortgesetzt unaufmerksam u. verursachten Störung. Da ich sie vergebens zur Aufmerksamkeit u. Ordnung u. Ruhe aufgemuntert hatte, gebot ich ihnen heraus zu treten u. Platz zu nehmen auf der Vorbank u. als sie damit zögerten, ging ich nach ihnen hin u. faßte den Einen bei der Jakke u. zog ihn rasch heraus auf den ihm bezeichneten Platze; der Andere folgte getreulich nach. Um mich nun zu überzeugen, ob sie wirklich so ganz unaufmerksam gewesen, als wofür ich sie hielt, gab ich ihnen auf, auf ihre Tafeln mir aufzuschreiben, was sie aus dem Unterrichte der Stunde gefaßt u. gemerkt hätten u. mir dies am folgenden Morgen zu bringen.

Der Eine brachte eine, wenn gleich nur dürftige Arbeit, aber der Andere; H. F. blieb unbewegt auf seinem Platze sitzen. Auf meine Frage, wo er seine Arbeit habe, antwortete er nicht. Ich forderte nun seine Tafel, er aber reichte sie mir nicht. Hast Du nichts aufgeschrieben, fragte ich, erhielt aber keine Antwort. Wie die andern Kinder merkten, daß ich ernst wurde, sagten sie: er hat nichts aufgeschrieben. Ich gebot ihm nun im recht ernstesten Tone, daß er austreten u. seine Tafel mitnehmen sollte. Da er dies aber nicht wollte, faßte ich ihn beim Kragen und zog ihn, wol etwas unsanft, heraus, auf die Vorbank für sich alleine hin und bedeutete ihm, daß er hier vorläufig sitzen müsse da er durch sein ungeziemendes Betragen sich unwerth gemacht habe, bei den Andern zu sitzen. Dabei bemerkte ich, daß er ein kleines Buch heimlich in der Hand hatte. Ich fragte ihn, was das für ein Buch sei u. erhielt, im trotzigem Tone, die Antwort:

Dat is min.

Ich: Das kann wol sein, aber da ist es mir erlaubt zu sehen, was für ein Buch das ist;

u. da ich sahe, daß er darin aus dem frühern Unterrichte, vor meiner Zeit, erhaltene Regeln über deutsche Sprache eingeschrieben hatte u. die er jetzt benutzen wolle, so nahm ich ihm das Buch weg legte es auf meinen Tisch u. sagte:

Das Buch brauchst Du jetzt nicht, nachher sollst Du es wieder haben, jetzt will ich nicht wissen, was in Deinem Buche steht sondern was Du von meinem Unterrichte gestern Abend behalten hast.

In der ihm zugetheilten Zeit hatte er nichts auf die Tafel gebracht. Ihm nun aufzugeben, in der Mittagsstunde die Arbeit zu machen, fand ich unzweckmäßig, denn ich konnte ja nicht sicher darauf sein, daß er selbst die Arbeit gemacht haben würde, mußte vielmehr annehmen, daß er in der Sprachstunde völlig unaufmerksam gewesen u. von dem Vortrage nichts wisse. Sein Betragen bewiese ja klar, daß er ein Trotzkopf sei, denn selbst auf meine Frage, ob er von dem Verlangten denn gar nichts wisse, gab er keine Antwort. Ich beschloß daher, ihn Abends alleine vorzunehmen u. ihn ernst freundlich u. herzlich anzureden, ihm sein so unschickliches Verhalten aus einander zu setzen pp um dadurch möglich ihn zu gewinnen. Wie ich Nachmittags nach der Schule kam, war der Knabe nicht da, die andern sagten mir, er sei zu Hause gegangen – ohne Erlaubniß also von mir, u. ohne im Auftrage von seinen Eltern – er wolle zu Hause.

Als ich nun Abends mein Pferd zur Tränke führen wollte, sagte mir das Mädchen, ob ich mal einkommen wolle, es sei Jemand da, der mich sprechen wollte. Ich ging ein u. fand da den Jungen mit seinem Vater beide mit ihren Mützen auf dem Kopfe, und Jeder bewaffnet mit einem großen Stocke. Bei ihrem Eintritte in die Stube hatte der Vater gefragt: is Claas Böttcher to Huus? Damit war ich gemeint. Er mag nun wol gehört haben, daß mein Großvater ein Böttcher gewesen u. darnach den Zunamen in der täglichen Sprache geführt hatte, wie denn mein Vater darnach auch Nicolai Böttcher u. ich nach ihm in meiner Schulzeit Claus Böttcher genannt wurde. Wenn dies nun freilich kein Schimpf- noch Schandename war, so sollte es doch hier von ihm jetzt gebraucht, dazu dienen, eine Verachtung gegen mich auszudrücken.

Ich grüßte die Beide nun freundlich u. legte meine Mütze ab. Der Vater redete mich nun im bitteren Tone u. mit zitternder Stimme (vor Wuth zitternd) also an:

Ick woll man op und hören wat min H. sick so grov versehn hett,
dat Du ähm so barbarisk behandelt hest, wi laten unsere Kinder to Skool
gahn, dat see watt lähren sköllen und nich dat sie knufelt und stödt warnn
als Du dahn hest,

und, setzte er auf dänisch hinzu:

Davon wollen wir nichts wissen und kommst Du mir wieder so, so sollst Du, Gott verdammt mich, mit mir zu thun kriegen, ich weiß wol Deine Herkunft; dabei drohte er mir mit der geballten Faust u. mit seinem aufgehobenen dicken Stock.

Ich läugne nicht, ich wurde bei dieser, so auffallend rohen Sprache innerlich warm, doch faßte ich mich glücklicher Weise und dachte: Du hast hier mit einem wüthenden Menschen zu thun, gerathe nicht in Zorn, wie er, so machst Du leicht dummes Zeug. Im möglichst ruhigen, festen Tone sagte ich:

Hören Sie mal F. wie ich merke, sind Sie übel und falsch berichtet, ich will Ihnen den Vorfall mit Ihrem Sohne kurz erzählen.

Er unterbrach mich aber und sagte im höhnischen Tone: (wieder auf dänisch)

Das hast Du nicht nöthig, das hat mein H. schon gethan und ihm ist ja auch ein Buch gestohlen wurden.

Ich: gestohlen? wer hat denn das gethan?

Er: das hast Du gethan.

Ich: wer da stiehlt, der ist ein Dieb. Sie schelten mich also für einen Dieb – das haben mein Schwiegervater u. Schwager gehört und werden er zu seiner Zeit vor der Obrigkeit bezeugen. Was übrigens das ihm weggenommene Buch betrifft, so habe ich es nur in Verwahrung genommen, damit er es damals nicht mißbrauchte, so bald er wieder zu Schule kommt, erhält er es wieder.

Meine Abkunft betreffend, so sind meine Eltern, Gottlob, ehrliche Leute, die weder im Gefängnisse, noch im Zuchthause gewesen sind, auch nicht verfolgt wurden von Gerichtsdienern.

Was Ihre Anschuldigung, als hätte ich Ihren unaufmerksamen, ungehorsamen u. trotzigem Sohn geknuffelt und gestoßen, barbarisch behandelt, betrifft, so ist diese eine schiere Unwahrheit, sondern weil er auf meinen Befehle nicht austreten wollte, habe ich ihn in der Jakke gefaßt u. heraus gezogen.

Darauf erfrechte der Sohn sich u. sagte: so bin ick nich von min förige Köster behandelt wurden.

Mein Vorweser (Schwiegervater) antwortete: weetz Du watt, min Jung, skoll ick di en Tügniß gäben, denn wor dat en schlechte een.

Müde auf diese rohe Kjeffelei, sagte ich:

Hören Sie mal F. wenn Sie etwas über mich zu klagen haben, so kommen Sie zu mir als vernünftiger Mann u. besprechen die Sache ruhig u. Sie sollen in mir einen vernünftigen, ruhigen Mann finden. Aber Ihr jetziges ungestümmes Betragen ist von der Art, daß ich mich darüber bei

Nachwort

Seit der frühen Neuzeit gab es im deutsch-römischen Reich elterliche Erziehungsschriften. In ihrer Tradition steht die seinen Söhnen gewidmete Autobiographie Claus Clausens. Erziehungsschriften für junge Fürsten stehen in der Tradition frühneuzeitlicher Lehrdichtung. Sie wurden sowohl von Fürsten selbst wie auch von Theologen oder Juristen verfaßt. An den Thronfolger richteten sie Ratschläge und sollten Kontinuität der Regierungsgeschäfte und ihrer religiösen und politischen Ausrichtung sichern.

Der Lehrer Clausen (1791 – 1867) hat wohl nie eine solche Erziehungsschrift gelesen. Was er als Schüler und Seminarist las, teilt er uns mit. Es war fachbezogenes Grundwissen seiner Zeit. In der Sache ist seine Autobiographie eine Lehre für seine Söhne. Er legt ihnen sein Innerstes Wesen offen und als Vermächtnis ans Herz. Würden sie es selbst verinnerlichen und ihm nachleben, hätte er seine irdische Aufgabe erfüllt.

Was er von seinem Leben mitteilt, gibt Aufschluß über den Kern der Persönlichkeit des Autors selbst. Ohne genaue Schilderung seines Herkommens und seiner Kindheit würden wir es nicht verstehen. Historische Ereignisse, die nicht diesem Zweck der Autobiographie dienen, läßt er weg oder erwähnt sie nur am Rande. Er bezieht keine Stellung zu dem napoleonischen Eroberungskrieg, der französische Soldaten bis in sein kleines Dorf in Angeln führte. Daß im Befreiungskrieg Kosacken im Dorf waren, ist ihm nur eine kurze Anekdote wert, aber keine Stellungnahme zu den großen Geschehnissen seiner Zeit. Daß ein Sohn 1849 im 1. Deutsch-Dänischen Krieg für Dänemark eingezogen wurde, ist für ihn kein weitergehendes Thema.

Clausen schildert seinen Söhnen sein Leben als Beispiel dafür, wie sie glücklich und zufrieden leben können. Jede Seite enthält eine gute Lehre. Entgeht er manchmal nur knapp einem unglücklichen Tod, lehrt uns das, wie sehr Gott ihn behütet. Clausen katechisierte seit seiner Seminaristenzeit, und in seiner Autobiographie katechisiert er in gewisser Weise weiter. Dabei geht er aber viel geschickter vor als bei der Art herkömmlichen Katechisierens, das er in seiner Jugend vorgefunden und gelernt hatte.

„Heutzutage“, schrieb ein Lehrer 1819, „verstehen wir unter Katechisiren den gesprächsweisen Unterricht in den Glaubens- und Sittenlehren der Religion.“⁶⁷ Der Reformator Pestalozzi nannte es verächtlich „papageienartiges Nachsprechen unverständener Töne“: „Die ursprüngliche Unterrichtsweise, die man katechisiren heißt, war nichts weniger als eine reine Verstandesübung; es ist eine bloße Wortanalytik verwirrt vorliegender Sätze, und hat in soweit als Vorbereitungsgeschäft zur allmählichen Klarmachung der Begriffe das

⁶⁷ Johann Michael Leonhard, *Theoretisch-practische Anleitung zum Katechisiren*, Wien 1819, S.2.

Verdienst, daß es die getrennten Wörter und Sätze, dem Kinde unverwirrt zur festern Anschauung, einzeln vor Augen legt.“⁶⁸ So mag auch Clausen es ursprünglich gelernt haben. Für jedes Verständnis grundlegende Begriffe mußte er seinen Schülern einpauken, zumal diese mit ihrem Angeler Platt schon sprachlich kaum imstande waren, einen Text der Lutherbibel zu verstehen.

Gemessen am Maßstab seiner Lebenserinnerungen ließ Clausen die Epoche solchen stupiden Einpaukens weit hinter sich. Was er seinen Söhnen als Summe seines Wesens ans Herz legt, vermittelt er durch sein Vorbild, das er ihnen im Leben bot und aufgeschrieben hinterließ. In seiner ganzen scheinbaren Schlichtheit wirkt es doch so tief anrührend, daß selbst ein Atheist bedauern mag, daß es den Gott gar nicht gibt, auf den Clausen sein Leben so fest gründet. In dessen Reich gelangt man nämlich, Jesu zufolge, nur als ein Kindlein und nicht mit dem rationalen Denken eines Erwachsenen.

Die Lebensbeschreibung Clausens erinnert uns daran, wie unsere Vorfahren es vermochten, glücklich zu leben. Seine gesamte Persönlichkeit ruht gewissermaßen in sich selbst und ihrerseits wiederum auf dem sicheren Gefühl, in der Gnade seines Gottes geborgen zu sein, was auch immer geschieht.

Es ist ein Lebensgefühl, das vielen modernen Menschen vollständig verlorengegangen ist. Hin- und hergerissen von verschiedensten Reizen unserer schnellebigen Zeit haben viele gleichsam sich selbst verloren. Sie müssen erst wieder „ihre Mitte finden“, „Selbstfindungskurse“ absolvieren und wie es sonst modisch heißt. Die industrielle Massengesellschaft sucht das Glücksversprechen einzulösen, mit dem der politische und ökonomische Liberalismus angetreten war: *pursuit of happiness* nannte es Thomas Jefferson (1743 bis 1826). Dieses Versprechen verstand man vor allem ökonomisch und suchte es bis heute im massenhaften Konsum, einer Funktionsvoraussetzung der Industriegesellschaft.

Eine weitere, heutige Funktionsvoraussetzung bildet die berufliche Flexibilität: die jederzeitige Mobilität und Austauschbarkeit jedes Einzelnen. Sie verwandelte die vorindustrielle Lebenswelt eines Claus Clausen binnen 200 Jahren weitgehend in eine Massengesellschaft, deren jeder, losgelöst von seinen heimatlichen und familiären Bindungen, häufig auf sich selbst gestellt ist und zudem oft unter extremem Leistungsdruck steht.

Fast gesetzmäßig nehmen mit Kappung der gesellschaftlichen Verwurzelungen und der Atomisierung der Bevölkerung neurotische und depressive Auffälligkeiten und politische Extremismen zu. Wir sehen heute

⁶⁸ Heinrich Pestalozzi, *Pestalozzi's sämtliche Schriften*. 5. Band, *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*, Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1820, S.55, 54.

eine in sich vielfach gespaltene Gesellschaft. Je nach objektivierbarem Interesse und subjektiver Meinung haben sich Lager herausgebildet und in ihren Echokammern abgekapselt, ohne sich wechselseitig noch verstehen zu wollen und zu können.

Die Selbstbiographie Clausens bietet uns den radikalen Gegenentwurf: Das ländliche Angeln kannte vor 200 Jahren keine gespaltene Gesellschaft. Seine Bewohner teilten dieselben christlichen Anschauungen. Diese lernten sie im Elternhaus, verinnerlichteten sie in der Schule und behielten sie ihr Lebtag. Glaubenskriege oder ideologischen Haß kannten sie nicht. Auch Dänen und Deutsche traten sich nicht feindselig als solche gegenüber. Unterschiede der Mentalität Dänen, (Nord-)friesen und Angeln wurden schon deutlich bemerkt, aber sie gipfelten nicht in Konflikten zwischen den Volksgruppen.

Der Kontrast zwischen modernem emanzipatorischen Denken und der demütigen Heilsgewißheit Clausens könnte krasser nicht sein. Er schildert sich als Jungen mit schwachem Selbstbewußtsein und von mancher Lebensgefahr heimgesucht. Sein fester Glaube an Gottes Schutz und Gnade läßt ihn jede Rettung und glückliche Fügung als Gottes Willen interpretieren. Sein Glaube festigte sich durch jede Wendung seines Schicksals weiter.

Empfangen hat Clausen seinen festen Glauben durch elterliche Erziehung, die er uns detailliert schildert. Sie gründete auf Gottvertrauen, pflichttreue Arbeit, Redlichkeit, Ehrlichkeit, Dankbarkeit, Nützlichkeit für die Allgemeinheit und einen Abscheu vor „tierischen Lüsten und Leidenschaften“. Während Verbrechen nach heute vielfach vertretener Ansicht Schuld und Folge „gesellschaftlicher Verhältnisse“ sein soll, vermutet Clausen bei einem „verlorenen Menschen“ die Frucht einer vernachlässigten Erziehung „weil die bösen Regungen nicht im Keime erstickt wurden, weil die Eltern ihn nicht als Kind bei Zeiten strafte, entweder aus Affenliebe zu weich, oder aus eigener Schlechtigkeit gleichgültig waren“.

Während moderne Ideologie eine Voraussetzung für menschliches Glück in seiner Emanzipation sucht, fand Clausen es in deren genauem Gegenteil: der festen Bindung an Gott. Emanzipation bedeutete sprachlich zunächst das Gegenteil einer Besitzergreifung, nämlich das Loslassen von etwas Gebundenem, zum Beispiel das Freilassen eines Sklaven. Später verband sich mit der politischen Forderung nach Emanzipation die Vorstellung, Menschen seien durch Herrschaftsverhältnisse gebunden und bedürften ihrer Befreiung. Jede innere Bindung an eine Religion oder Ideologie betrachtete man letztlich als Ergebnis gesellschaftlichen Zwanges, den es radikal zu beseitigen gälte.

Clausen empfand genau umgekehrt. Erst die Bindung an Gott und die feste Überzeugung von religiösen Lehren und Tugenden gab seinem ursprünglich schwachen Selbstbewußtsein Kraft. Es nahm ihn die Angst vor den Gefahren

und Zufälligkeiten des menschlichen Daseins. Sich von alledem zu emanzipieren, hätte Clausen als sinnlose Verirrung betrachtet. Nicht auf Freisein von Glauben und Moral gründete er sein Leben, seinen Halt und seine Zuversicht, sondern auf seine Bindung.

Durch diese innere Bindung hatte er auch sein Leben in einer Weise im Griff, von der viele moderne Emanzipierte nur träumen können. Während er Zufriedenheit und Glück ausstrahlt, jagen diese beidem oft vergeblich hinterher: Sie wittern überall Herrschaftsverhältnisse, von denen sie sich oder andere emanzipieren müssen, beanstanden „Privilegierungen“ und Ungleichheiten und sind dabei notwendigerweise unzufrieden.

Das ist jeder, dessen Lebensumfeld in unversöhnlichem Widerspruch zu seinen Wunschvorstellungen steht. Beide, Menschen wie Claus Clausen und moderne, haben eine Weltanschauung tief verinnerlicht: Clausen die christlich-religiöse, viele Moderne eine Ideologie, die überall Emanzipationen fordert. Clausen lebte zufrieden und glücklich in der geordneten Welt seines Gottes. Wer aber in der Welt nur schreckliche Unterdrückung am Werk sieht und die Unterdrückten aller Herren Länder emanzipieren will, wird niemals zufrieden und glücklich sein, weil seine Utopie nicht erfüllbar ist. Seine Dauerempörung zielt auf Verwirklichung in der realen Welt; die christliche beschied sich mit dem Heilsversprechen im Jenseits.

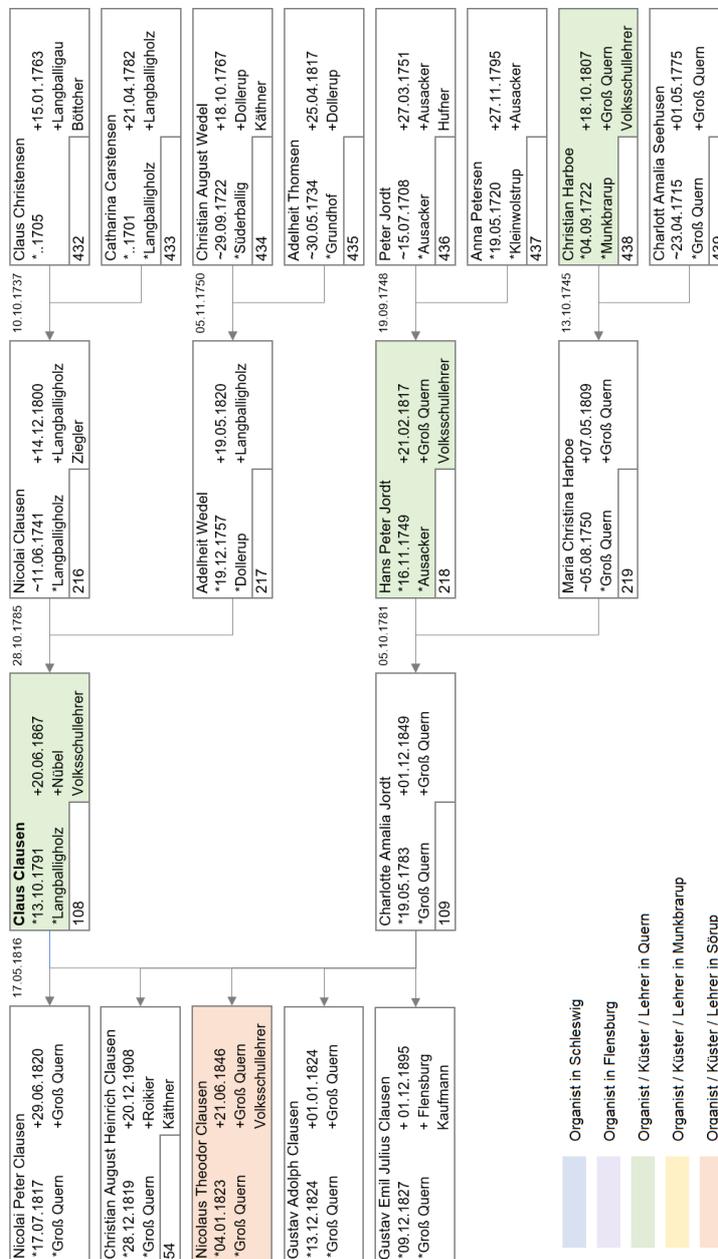
Für einen modernen Emanzipierten ist die Vorstellung ein Greuel, daß Clausen als Kind auch mal eine Ohrfeige bekam und als Lehrer auch schon mal zum Stock griff. Er fühlt sich wie ein Gärtner:

Er ging um jedes Blumenbeet
zog alles Unkraut aus.
Er band ans Stäbchen schlank und weiß
so manches zarte schwache Reis
und zog ein Bäumchen draus.

Angebunden an das Gute sah er sich selbst, und auch bei Sturm und Wind („Auf einmal brach, wie Sturm u. Wind ...“) verliert er nicht die Zuversicht. Clausens Lebenswelt ist versunken. Sie ist uns heute so fern, daß viele ihn gar nicht mehr begreifen würden. Wer seine Biographie aber liest, wird ihn emotional verstehen, auch wenn er Clausens Glauben nicht teilen kann. Nicht in der Freiheit, sondern in der Bindung hat Claus Clausen sein Glück gefunden.

Klaus Kunze

Stammbaum Claus Clausens⁶⁹



⁶⁹ Der Stammbaum wurde von Arnd Ohlenbusch zusammengestellt, und hat den Forschungsstand Januar 2021.